



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : vierte Reihe : von  
der Natur und der Heugabel. 2

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Am 6. November 1798 wurde dem Lande Lippe der ersehnte Thronerbe geboren. Pauline ist überglücklich und berichtet dem Vetter schon nach sechs Wochen mit Stolz, daß sie den Kleinen selbst nährt, und daß er gut zunimmt. Auch später erzählt sie gern von den Fortschritten ihres Leopold, von seinem „empfehlenden Außern und seinem ganz anhaltinischen Gesicht“ — bekanntlich haben sich die Astanier von jeher durch männliche Schönheit ausgezeichnet. Dagegen scheint der zweite ein Jahr jüngere Sohn Fritz mehr nach dem Vater zu arten. „Hübsch ist er nicht, schreibt die Mutter, aber rund und possierlich.“

Es ist wohl kein Zufall, daß nach Paulinens Vermählung der Briefwechsel mit dem holsteinischen Vetter immer mehr ins Stocken gerät und bald auf Jahre hinaus ganz abgebrochen wird. Diese Briefe waren ihr ein Bedürfnis des Herzens gewesen und hatten eine Lücke ihres Wesens ausgefüllt. Jetzt brauchte sie ihr reiches Empfindungsleben nicht mehr in toten Buchstaben ausströmen zu lassen: sie hatte einen Gatten, dem sie alles war, Kinder, die sie hegen und pflegen konnte. Man merkt es an dem Ton der spätern Briefe: an die Stelle fast schwärmerischer Verehrung ist jetzt ruhige, gemessene Freundschaft getreten. Wohl hat es für sie noch immer einen großen Reiz, sich mit dem Vetter über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit zu unterhalten. Aber sie ist nicht mehr die Schülerin, die von ihm Anregungen empfangen will, sie ist über ihn hinausgewachsen, hat im Leben etwas geleistet, und die Sorge für das ihrer Obhut anvertraute Ländchen nimmt sie fast vollständig in Anspruch.



## Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Vierte Reihe

Von der Natur und der Heugabel

2



Alle Abend ums Dunkelwerden hielt Muttche ein Dämmerstündchen auf dem Sofa sitzend. Die jungen Mädchen bildeten Gruppe um sie herum und schwärmten, und die, die einen Platz rechts oder links von Muttche einnehmen durften, waren selig. Und Erna war siebenmal selig, wenn sie neben Muttche sitzen konnte. Alles Vertrauen und alle Zärtlichkeit, die in ihrem bisherigen Leben in einem Winkel ihrer Seele verkümmert war, gewann Leben und wandte sich Muttche zu.

Einmal war sie mit Muttche allein. Muttche hatte den Arm um Erna gelegt, und Erna war ganz still, als fürchte sie, den schönen Traum zu zerstören.

Was denkst du jetzt, mein Kind? fragte Muttche. Wars nicht ein Wunsch?

Ja, Muttche.

Was wünschtest du dir denn?

Ach, Muttche, sagte Erna schwärmerisch, ich möchte einmal auf dem Kopfe stehn.

Was? auf dem Kopfe stehn?

Ja, Muttche, auf dem Kopfe stehn, die Beine ganz hoch in der Luft.

Muttche machte sich auf und störte ihren lieben Mann bei der Arbeit. Der liebe Mann stellte seine Pfeife beiseite und faltete die Hände.

Was ich dir sagen wollte, begann Muttche, diese Erna ist doch ein zu merkwürdiges Mädchen. Ich frage sie nach einem Wunsche, den sie hat, und sie antwortet: Auf dem Kopfe stehn, die Beine ganz hoch in der Luft.

Gefällt mir, erwiderte Vaterchen. Bescheidner Wunsch, keine Diamantbroche, kein Automobil, auch keine Badereise.

Aber auf dem Kopfe stehn! Vaterchen.

Warum nicht, wenn sie nicht darauf besteht, das Exerzitium vor versammeltem Kriegsvolke zu machen.

Muttche kannte ihren lieben Mann und bestand nicht darauf, diesen Gedanken weiter zu diskutieren. Es ist mir nur darum, sagte sie, wie kommt ein solches Mädchen auf so einen Gedanken?

Was weiß man denn von einem Menschen, antwortete Vaterchen, wenn man seinen Namen kennt und tausend Worte mit ihm gewechselt hat. Das Sprichwort redet von einem Scheffel Salz. Ich meine, auch das genügt nicht.

Das war ja nun soweit richtig, und Muttche mußte sich damit zufriedengeben, vor einem Rätsel zu stehn, das sie nicht lösen konnte.

Alle Jahre im Herbst war Messe auf der Woorth in Graupenhagen, der benachbarten größeren Stadt. Muttche hatte die Erfahrung gemacht, daß solch ein Jahrmarkt für junge Mädchen ein großes Vergnügen bedeutete, auch wenn diese jungen Mädchen aus der Großstadt und aus feinen Häusern stammten. Und so überwand sie denn das eigne Vorurteil und die Rücksichtnahme auf das Kopfschütteln gewisser Amtschwestern und fuhr mit ihrer jungen Schar auf den Woorthmarkt. Die alte Pastorenentzische und ein Break des Nachbarn wurden bespannt und vollgepackt, und dann ging es mit viel Geschrei und Gelächter los — es war ein Hauptpaß. Auch Erna war ganz bei der Sache, sie strahlte vor Erwartung und Vergnügen. Als man aber den Jahrmarktslärm von ferne hörte, war es ihr, als täte sich ihr eine neue Welt auf, die ihr doch so bekannt vorkam. Und der Jahrmarktsdunst, der aus Staub, Obstgeruch und dem Dampfe von bratendem Öl bestand, war ihr unfäglich interessant. Sie setzte sich an die Spitze der pensionatlichen Expedition und drängte mit brennenden Wangen so schnell vorwärts, daß Muttche kaum folgen konnte. Was hat denn das Mädchen? fragte sich Muttche. Ach es ist wohl darum, weil der arme Vogel, der sein Lebtag im Käfig gehalten wurde, die freie Welt noch nicht gesehn hat.

Man graste den Jahrmarkt gründlich ab, man fuhr auf dem Karussell, man ritt im Hippodrom, man besuchte eine große Extravortstellung eines weltberühmten Zirkus, man amüsierte sich über die Ausschreier, man kaufte Pfefferkuchen und — da war Erna verschwunden. Muttche wurde ungehalten. Wie oft hatte sie gesagt, die jungen Mädchen möchten hübsch beisammenbleiben. Aber Erna war und blieb verschwunden. Nach einer Stunde fand man sie hinter der Budenreihe, wie sie auf der Treppe eines Wohnwagens saß, ein Bärenbaby auf dem Schoße hatte und zusah, wie eine junge Mutter in Trikots ihr Baby aus einem rüßigen Topfe fütterte.

Aber Erna! rief Muttche.

Ist es nicht reizend? antwortete Erna, indem sie ganz selig ausjah.

Aber Erna, sagte Muttche, hast du uns denn ganz vergessen?

Ach, Muttche, erwiderte Erna, es war zu wundervoll.

Derartige Extrabagatzen hinterließen immer ein paar Tage lang merkbare Spuren in den häuslichen Geschäften. Die jungen Mädchen verschleiften das Aufstechn, sie waren zerstreut, sie machten Fehler beim Kochen oder in den Wissenschaften. Diesmal aber war es ärger als sonst, und Zuzer Dorrethee wollte verzweifeln und hielt gewaltige Strafpredigten, die freilich bei der jungen Gesellschaft keinen Eindruck machten. Jeden Abend hörte man oben im Zuzernzwinger dumpfe Töne, wie wenn etwas fiel, Geschrei und Händeklatschen, und wenn nach der Hausordnung die Lampe längst hätte gelöscht sein müssen, war oben immer noch kein Friede. Mutthe begab sich also hinauf, fiel durch eine unverschlossene Hinterpforte in den Zuzernzwinger ein und blieb sprachlos in der Thür stehen. Was sah sie? Die Mädchen, die großen erwachsenen Mädchen spielten Zirkus. Auf dem Boden war ein Kreidestrich gezogen, und darauf balancierte Kesi in kurzem Röckchen als Seiltänzerin, und Erna, ziemlich stark ausgezogen, hatte die kleine Mimi auf den Schultern. Die übrigen spielten die Rolle der Musikanten und der Zuschauer.

Als Mutthe unerwartet eintrat, brach der Lärm ab, und es gab eine große Bestürzung. Nur Erna blieb harmlos in ihrer Athletenstellung stehen.

Aber Erna! rief Mutthe, genießt du dich denn nicht?

Erna schaute an sich herunter und dann lachend Mutthe ins Gesicht, als wollte sie sagen: Genieren? Vor was denn? Daß ich so bin, wie ich bin?

Mutthe war nun auch gnädiger als Zuzer Dorrethee, setzte sich selbst unter das Publikum, ließ sich die Kunststücke noch einmal vormachen, verbat sich dann aber weitere Dummheiten.

Doch konnte sie nicht umhin, ihren lieben Mann bei der Arbeit zu stören. Der liebe Mann stellte die lange Pfeife beiseite, faltete die Hände und nahm eine Miene stiller Ergebung an. Diese Erna, sagte Mutthe, ist ein wunderbares Mädchen. Sie ist warmherzig, selbstlos, gutmütig, sie ist mir so lieb wie eine Tochter, und doch steckt in ihr etwas drin, das ich nicht beschreiben kann. Etwas fremdes. Sie hat in manchen Dingen ein Gefühl, das ganz anders ist als das anderer junger Mädchen. Wie kommt sie darauf, sich auszuzeichnen und Athletenkünste zu treiben?

Das will ich dir sagen, erwiderte Vaterchen mit scheinbar ernster Miene. Deine Erna ist vermutlich gar nicht die Tochter des Professors Spitzbart, sondern eines Akrobaten oder Seiltänzers.

Aber Vaterchen! sagte Mutthe.

Ja das ist so, fuhr Vaterchen fort, naturam expellas furca, tamen usque recurrit. Das will sagen: Macht, was ihr wollt, die Natur dämpft ihr doch nicht.

Vaterchen hatte in seiner Weise scherzen wollen, er ahnte nicht, wie genau er den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Der Winter verging, ohne daß besondere Ereignisse eingetreten wären. Erna lernte Kochen, sie lernte sich für Literatur interessieren, wenn es auch nicht gerade die klassische Literatur war, die sie bevorzugte. Sie deklamierte Chamisso's Löwenbraut mit großem Feuer, als wenn sie selbst die Löwenbraut gewesen wäre. Aber freilich die Handarbeiten waren und blieben die schwache Seite. Es lag einmal nicht darin. Sie hing an Mutthe mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, wie wenn Mutthe ihre wirkliche Mutter gewesen wäre. Es gab manche heftige Eifersuchtszene zwischen ihr und ihren Freundinnen, die auch etwas von Mutthe haben wollten. Als das Ende der Pensionszeit in der Ferne sichtbar wurde, war es, als wenn sich ein dunkler Schatten über ihr Leben ausbreitete. Sie trauerte schon lange vor der Abschiedsstunde und klagte mit bitteren Worten über ihr Verhängnis, daß sie wieder in den Käfig zurückmüsse. Mutthe redete zum Guten und erinnerte Erna daran, wie viel sie ihren Eltern verdanke, auch diese schöne Zeit in der Pension.

Es machte wenig Eindruck. Als die alte Pastorentöchter vor der Tür hielt und Abschied genommen wurde, war das große, starke Mädchen ganz fassungslos, sie stellte sich an, wie wenn ihr die Seele aus dem Leibe genommen werden sollte, und es fehlte nicht viel daran, daß sie auch dem alten Herrn um den Hals gefallen wäre. Muttehe tröstete: Kind, du darfst wiederkommen. Wann du willst. Unser Haus und unser Herz stehn dir immer offen.

Ich werde niemals wiederkommen, rief Erna, verzweifelt die Hände ringend.

Du darfst schreiben, sagte Muttehe. So oft du willst. Was du auf dem Herzen hast, sprich es aus, schreibe es, und ich werde dir antworten.

Eine Zeit lang ging alles leidlich gut. Erna hatte den besten Willen, sich zu Hause nützlich zu machen und sich in ihre Verhältnisse zu schicken. Aber ihre Briefe wurden je weiter hin, desto unglücklicher, und es ließ sich in ihnen ein bitterer Ton bemerken.

Mein liebes, gutes Muttehe, schrieb Erna, könnte ich doch zu Ihnen zurück. Ich wollte Sie lieb haben und Ihnen dienen wie eine Magd. Ich sitze hier im Käfig. Vater arbeitet, und Mutter ist in der Küche und gibt mir nichts zu tun. Ich soll sitzen. Sie wissen, wie fürchterlich mir das ist. Ich soll immer nur korrekte Haltung zeigen, ich soll artige Phrasen im Munde führen und alles bewundern, was Frau Rätin Soundso und Frau Professor Soundso sagen. Ach du lieber Gott! Wann der liebe Gott wollen, daß der kleinste Schmetterling freie Luft hat, und daß ich armes Menschenkind mein junges Leben lang an der Kette gehalten und mit lauter Nichts gefüttert werde?

Muttehe redete zum Guten und vermahnte zur Dankbarkeit und Geduld. Und Erna antwortete: Ich weiß, daß ich undankbar bin; aber ich kann nicht anders.

Muttehe störte ihren lieben Mann bei der Arbeit und überlegte mit ihm des Weiten und Breiten, was zu tun sei. Man kam zu dem Schlusse, es gehe nicht an, in fremde Verhältnisse und fremde Erziehung hineinzureden.

So verging Jahr und Tag, da kam ein Brief, der war ganz verzweifelt und in der höchsten Aufregung geschrieben: Es ist vorbei! Ich kann nicht mehr. Ich muß, ich muß. Fragen Sie nicht, forschen Sie nicht, Sie sehn mich niemals wieder.

Folgendes war geschehn. Ein altes Weib war Erna auf der Straße begegnet, hatte sie überrascht angesehen und ihren Namen genannt. Erna hatte nicht geantwortet, sondern war weiter gegangen, und das Weib war hinter ihr hergelaufen und hatte gerufen: Erna, mein Kindchen.

Ich bin Ihr Kindchen nicht, hatte Erna stolz geantwortet.

Nein, Herzchen, hatte das Weib gesagt: mein Kindchen nicht, aber des Ignaz Klopatsch Kindchen bist du, der mit seiner Frau auf einen Tag im Zirkus den Hals gebrochen hat.

Das ist nicht wahr, hatte Erna bebend erwidert.

Das ist doch wahr, Kindchen. So wahr, als du die schönen, schwarzen Augen deiner Mutter hast. Und ich habe dich angenommen und an den Professor verkauft und habe dich zur feinen Dame gemacht. Gib mir Geld, Goldkind.

Erna gab, was sie bei sich trug, und eilte, wie gejagt, nach Hause. Die Frau log, sagte sie sich. Nein, sie log nicht. Aus dem tiefen Brunnen ihrer Seele stiegen Erinnerungen auf, Schattenbilder, die durch alle Erziehung nicht hatten ausgelöscht werden können, und die bestätigten, was die Frau gesagt hatte. Sie sagte sich, wenn der Professor und seine Frau nicht ihre Eltern waren, und sie nicht ihre Tochter, sondern ein angenommenes Kind war, daß sie für all das Gute, das sie genossen hatte, um so dankbarer hätte sein müssen, aber sie empfand nichts von Dankbarkeit, sondern nur die Last, die ihr durch eine langjährige Erziehung auf-

gelegt war, die Unfreiheit ihres Lebens, die Sklaverei der Liebe, in der sie gehalten wurde. Sie wollte ihre Eltern bitten, ihr die Wahrheit zu sagen, aber sie verschob es von Tag zu Tage.

Da fand eine Revision des Gymnasiums durch den Herrn Provinzialschulrat statt. Das Resultat war unerfreulich. Die Kollegen hatten mehr oder weniger schlecht abgeschnitten. Und am allerschlechtesten der Herr Professor selbst, der inzwischen alt und zitterig geworden war. Der Herr Provinzialschulrat hatte von Pensionierungen gesprochen, auf denen er zwar heute nicht bestehen wolle, die sich aber später als notwendig erweisen würden, und das war dem Herrn Professor arg in die Knochen gefahren.

Eines Tages trat er, gefolgt von seiner Frau, ernst und feierlich in Ernas Zimmer und eröffnete ihr, daß Doktor Rusterbeck um sie angehalten habe.

Wer? Doktor Rusterbeck? Dieser arme Mensch mit seinen blöden Augen und krummen Beinen? Erna hätte darüber lachen können, wenn es ihr nicht so bitter weh ums Herz gewesen wäre. Also für den war sie gut genug.

Doktor Ruster—eck, fuhr der Herr Professor fort, ist ein tüchtiger und ehren—ehafter Mann. Deine Mutter und ich — Erna sah den Herrn Professor mit so fragenden Augen an, daß der Professor erschrak, aber es war jetzt keine Zeit, auf die unausgesprochne Frage einzugehn — wir haben uns über—ezeugt, daß Doktor Ruster—eck dich wohl versorgen und gut behandeln wird.

Erna schwieg.

Erna, sagte er, du mußt bedenken, daß wir keine reichen Leute sind. Wir haben an dich gewandt, was wir konnten, aber von dem knappen Gehalte zu sparen, war un—möglich. Wenn wir einmal sterben, was bald geschehn kann, dann stehst du mittel—elos da.

Und da ist es doch eine Gnade vom lieben Gotte, daß er uns jetzt gerade den Doktor Rusterbeck schickt, fügte Frau Professor hinzu.

Kann ich mir denn nicht mein Brot verdienen? fragte Erna.

Womit? fragte der Herr Professor.

Bin ich so lange erzogen worden, sagte Erna, habe ich so viel Geld gekostet und habe noch nicht einmal so viel gelernt, um leben zu können?

Eine bittere Frage, aber es gab keine andre Antwort als die: Was du an Sprachen, Literatur und Kunst gelernt hast, davon kannst du nicht leben. Heirate, das ist die einzige Versorgung, die wir dir geben können.

Erna bat um Bedenkzeit.

Am andern Tage lag ein Brief auf dem Tische, worin Erna unter bitteren Tränen — man sah es dem Briefe an — bat, ihr zu verzeihen. Sie könne den Doktor nicht heiraten. Sie danke für alles Gute, das sie genossen hatte. Sie wolle nicht undankbar sein, aber sie könne nicht anders. Sie wolle auch dem Herrn und der Frau Professor nicht zur Last werden, sie wolle sich ihr Brot selbst verdienen.

Von da an war sie verschwunden. Alle Nachforschungen waren vergeblich, vornehmlich darum, weil man eine Erna Spitzbart suchte, und diese hatte den Namen, der nicht der ihre war, abgelegt.

Es war wieder einmal Messe auf dem Boorth. Muttche mit ihrem jungen Volke war in die Stadt gekommen, und man bewunderte die riesigen Plakate an den Straßenecken, auf denen Eisbären und Löwen abgebildet waren. Und in der Mitte erblickte man das Bild der schönen Sulamith, der unübertrefflichen und noch nie gesehenen Löwenkönigin. Als man hinaus auf den Platz kam, war das erste, was man sah, eine Tierbude von endloser Länge. Beim Eingang in die Bude waren riesige Bilder von allerlei wildem Gether aufgehängt und davor Papageien

und Krax, die einen greulichen Lärm machten. Auf einer Tribüne saß eine dicke Frau bei der Kasse, und exotisch gekleidete Musikanten bliesen das Publikum an. Und da stand Sulamith die Löwentöchterin in ihrer ganzen Schönheit in Zirkuskostüm als große Anziehungskraft, einen Papagei auf der Schulter tragend. Und wer war es — Muttche glaubte nicht richtig zu sehen — Erna! Erna! ihr schönes, großes, schwarzäugiges Kind. Und ein junger braungebrannter Mann mit dem Fes auf dem Kopfe zog mit Othelloblicken um sie herum. In demselben Augenblicke erkannte Erna Muttche. Sie warf ihren Vogel auf seine Stange, sprang mit einem Freudenrufe von der Tribüne mitten ins Publikum hinein und eilte mit ausgebreiteten Armen auf die Frau Superintendentin zu.

Man denke sich ihre Lage. Sie, die Frau Superintendentin, eine der ersten Damen des Kreises, auf offnem Markte von einem jungen Mädchen begrüßt, das einen Rock anhatte, der nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit mit einem Frauenkleide hatte. Muttche war ja, wenn es ihr gutes Herz gebot, bereit, sich über viele Vorurteile hinwegzusetzen; aber dies war denn doch etwas zu viel. Erna merkte es. Sie ließ sich von ihrem Othello einen Mantel herabreichen, warf ihn um und führte Muttche um die Bude herum zu ihrem Wohnungswagen, einem großen und eleganten Bauwerke auf Rädern. Die jungen Mädchen folgten schüchtern und neugierig. Man trat ein in einen zwar engen aber prächtig eingerichteten Salon. Alles von Mahagoni und goldglänzendem Messing. Da hing auch an der Wand in reichem Goldrahmen das Pensionsbildnis mit Muttche und dem Herrn Superintendenten. Und da stand auch ein Sofa. Man nahm Platz, begrüßte sich, küßte sich, und bald war eine Gruppe zusammengebracht, wie man sie manchmal zum Dämmerstündchen gebildet hatte. Erna erzählte ihre Erlebnisse, wie sie erfahren habe, wer ihre Eltern seien, und wie sie des Doktor Kusterbeck wegen, und weil sie sich selbst ihr Brot verdienen wollte, geflohen sei.

Aber Kind, fragte Muttche, wie bist du denn darauf gekommen, Löwenbändigerin zu werden?

Ach, Muttche, sagte Erna schalkhaft, ich hatte ja in meiner Jugend nichts gelernt, keinen Überschlag, keine Kreuzbeuge, keinen Spagat. Und das holt man später nicht mehr nach. Da mußte ich schon Dompfeuse werden.

Aber hast du denn auch bedacht, daß du bei deinen Bestien einmal das Leben verlieren kannst?

Das kann schon sein, erwiderte Erna lachend, aber ich habe doch zuvor gelebt.

Da kam denn auch der junge Mann mit dem Fes und den Othelloblicken und wurde als gehorsamer Ehegemaß vorgestellt und fortgeschickt, aus dem Keller Tokaier zu holen. Der Keller war ein großer Kasten, der nahe der Erde zwischen den vier Rädern des Wagens hing. Von diesem Tokaier wurde so lange gekostet, bis jegliches junge Mädchen einen Spiz hatte. Sie waren ungeheuer vergnügt und wollten nun auch Erna mit ihren Löwen arbeiten sehen. Aber Muttche konnte sich nicht überwinden, ihre Erna vor der gaffenden Menge im Löwenzwinger zu sehn. Und so nahm man Abschied, nachdem Erna versprochen hatte, während die Menagerie weiter reiste, ein paar Stunden nach Waltersroda hinauszukommen.

Und das geschah denn auch. Sie erschien als große Dame in einem eleganten zweirädrigen Wagen, hinter sich als Groom einen Kegerknaben in rotem Frack und hohem Zylinder. Sumser Dorresthee schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Muttchen söhnte sich mit dem Lebensgange ihrer Erna aus und übernahm es, an Professor Spizbart zu schreiben.

Das ist die Geschichte einer sorgfältig erzogenen höhern Tochter, die zuletzt Löwenbändigerin wurde — nicht aus Not, sondern aus Passion, ein offenbarer

erzieherischer Mißerfolg. Und woran hat es gelegen? Daran, woran es oft liegt, wenn etwas schief geht, daß wir Menschenkinder, wenn wir einmal ein Tümdlein gemacht haben, sogleich tun, als hätten wir Himmel und Erde entdeckt. Kann man denn Menschenseelen ergründen und einhegen? Kann man denn Gedanken im Neze fangen? Ist man denn seines Erfolges sicher, wenn man Erinnerungen auslöschen und Vorstellungen einimpfen will? Und ist nicht zuletzt die Natur stärker als die Heugabel?



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 26. April 1908

(Der Frankfurter Parteitag der Freisinnigen Vereinigung und die Abspaltung der Gruppe um Barth. Der neue Hardenprozeß. Das Ost- und Nordseeabkommen.) — (Zur Tabaksteuerfrage.)

Der Wahlverein der Liberalen, dessen parlamentarische Vertretungen den Namen der „Freisinnigen Vereinigung“ führen, hat in der letzten Woche seinen Parteitag zu Frankfurt a. M. abgehalten. Bei dieser Gelegenheit hat sich vollzogen, was schon seit längerer Zeit im Werke war, die Abbröcklung der kleinen Gruppe, die sich um Dr. Theodor Barth und die ehemals nationalsozialen Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung scharte. Die Gruppe spielte auf dem Parteitage ein hohes Spiel. Sie ließ das Schicksal nicht dulnd über sich kommen, sondern ergriff die Initiative, um ihre Fraktionsgenossen mit energischem Griff in ihre Bahnen hinüberzureißen. Man hatte kühnlich einen Antrag gestellt, der nichts Geringeres bedeutete als ein Mißtrauensvotum gegen die Mehrheit des Wahlvereins der Liberalen oder mindestens ihre parlamentarische Vertretung, und als der Abgeordnete Schrader diese wahre Bedeutung des gestellten Antrags kurz kennzeichnete, kam aus dem Kreise der Antragsteller die stolze Antwort, daß sie ihrerseits die Verwerfung des Antrags als ein Mißtrauensvotum der Versammlung empfinden und daraus die vollen Konsequenzen ziehen würden. Es geschah, was kommen mußte. Die Versammlung lehnte den ominösen Antrag, der die Abstimmung der Reichstagsfraktion der Freisinnigen Vereinigung über den Paragraphen 7 des Vereinsgesetzes tadeln sollte, mit großer Mehrheit ab, und nun blieb dem Häuflein um Barth nichts andres übrig, als wirklich in der angekündigten Weise die Konsequenzen zu ziehen, d. h. zunächst aus dem Wahlverein der Liberalen auszutreten.

Sind das nun wirklich die „vollen“ Konsequenzen, von denen vor der Abstimmung die Rede war? Zunächst ist es doch nur die erste Hälfte dessen, was geschehn soll, der negative Teil. Die Herren haben mit ihrem Austritt bekundet, was sie nicht wollen. Aber was sie wollen, das ist vorläufig noch recht unklar. Die alte Wohnung ist verlassen, aber die neue noch nicht gemietet, und ob die Mittel reichen, ein neues Haus zu bauen, ist recht zweifelhaft. Man weiß auch nicht recht, worauf sich eine etwa neu zu gründende Partei stützen sollte. Dazu mangelt es den Gründern dieser „Sezession“ viel zu sehr an positivem Inhalt. Es sind eben politische Obdachlose, die zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie umherirren, ohne zunächst festen Fuß fassen zu können.

Vor allem fehlt jede Übersicht, was eigentlich hinter der Gruppe steht, die soeben ihre Beziehungen zu der Partei, der sie bisher angehörte, gelöst hat. Als